

Unverkäufliche Leseprobe



Matthias Häussler

Die Last der Sonne

Die Kriege der Ovaherero und Nama gegen die deutsche Kolonialherrschaft

2026. Rund 320 S., mit 15 Abbildungen

ISBN 978-3-406-85189-6

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/40872183>

Matthias Häussler

DIE LAST
DER SONNE

Matthias Häussler

DIE LAST DER SONNE

Die Kriege der OvaHerero und Nama
gegen die deutsche Kolonialherrschaft

C.H.Beck

Mit 9 Abbildungen
und zwei Karten (Peter Palm, Berlin)

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München
Umschlagabbildung: Hendrik Witbooi mit seinen Unterhäuptlingen,
undatierte Fotopostkarte, aus einem Album von 1905 von A. Stiglitz,
Zahlmeisteraspirant in der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika,

© akg-images/Peter Weiss

Hintergrund: © Adobe Stock

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 85189 6

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

I fiû di gât i ciâpn i pón dg.

Meiner Mutter, Patrizia Häussler-Magagnoli, gewidmet.

Inhalt

	Einleitung	9
Kapitel 1	«Wir haben uns an unsere Offenbarung zu halten, das ist Gottes Wort» – Das vorkoloniale Namibia	19
	Frontier und Oorlam	19
	Die OvaHerero und der ohorongo-Clan	29
	Die autochthonen Gesellschaften und die kolonialen Eindringlinge	42
Kapitel 2	«Als ob es überhaupt keine deutsche Oberhoheit gebe ...» – Die deutsche Landnahme	50
Kapitel 3	«Eine inhumane Sache» – Die Kolonisierung unter Leutwein (1894 bis 1904)	65
Kapitel 4	«Wer will sich dann wundern, wenn sie blutige Vergeltung suchen?» – Die Siedler als Motor der Eskalation	78
Kapitel 5	«Brennt die afrikanische Steppe einmal ...» – Vom Ausbruch des Krieges	91
	Okahandja	91
	Waterberg	93
	Otjimbingwe	95
Kapitel 6	«Denkzettel» – Die Deutschen erklären den Vernichtungskrieg	112

Kapitel 7	«In Kolonialkriegen muss neben dem Führer immer auch der Diplomat stehen.» – Die Operationen unter Leutwein	125
Kapitel 8	«Mit Strömen von Blut und Strömen von Geld» – Trothas Feldzug gegen die OvaHerero	152
Kapitel 9	«Die Kinder sollen Ruhe haben.» – Die Nama im Krieg	181
	Die Witbooi und ihre Verbündeten	181
	Cornelius Fredericks und die «Nordbethanier»	202
	Jakob Marengo, Johann Christian und die Bondelswart	206
	Simon Kooper und die Fransman	220
Kapitel 10	«Das Volk ist erledigt» – Konzentrationslager und Arbeitszwang	226
	Schlussbemerkung: Krieg und Genozid in Deutsch-Südwestafrika	249
	Anhang	253
	Anmerkungen	255
	Quellen und Literaturverzeichnis	295
	Archivquellen	295
	Veröffentlichte Quellen und Forschungsliteratur	298
	Bildnachweis	311
	Orts- und Personenregister	312

Einleitung

Zwischen 1904 und 1909 wurde «Deutsch-Südwestafrika»,¹ das heutige Namibia, von verheerenden Kriegen heimgesucht und Schauplatz der ersten Genozide des 20. Jahrhunderts. Im Januar 1904 erschütterten Überfälle von OvaHerero (im Singular: OmuHerero) die deutsche Herrschaft in Zentralnamibia; als im Oktober desselben Jahres Nama-Gruppen ihre Waffen gegen die Kolonialmacht zu richten begannen, versank auch der Süden des Landes über Jahre im Krieg. Die Deutschen schlugen derweil mit aller Härte zurück, mit einer Kriegführung «über alle Regeln und Normen, die Kulturen und Religionen aufgestellt» haben, hinweg, mit Vertreibung, Ausrottung, Deportation, Internierung und schließlich mit einer repressiven «Eingeborenenpolitik», die vieles von dem vorwegnahm, was später «Apartheid» heißen sollte.² Vor nichts schreckten sie schließlich mehr zurück, und dass OvaHerero und Nama die deutsche Herrschaft überstanden, die immerhin bis 1915 andauerte, ist als Ausdruck einer Resilienz zu betrachten, die ihresgleichen sucht.

Ausgehend von der Volkszählung des Jahres 1911 rechnete der Historiker Horst Drechsler vor, dass etwa 65 000 von ursprünglich 80 000 OvaHerero (also knapp 80 Prozent) und 10 000 von ehemals 20 000 Nama (also knapp 50 Prozent) umgekommen sein mussten.³ Seine Rechnung enthielt freilich manche Unbekannte, denn wie viele OvaHerero am Vorabend des Krieges in Deutsch-Südwestafrika gelebt hatten, ist nicht bekannt – die Schätzungen landeskundiger Zeitgenossen schwankten zwischen 35 000 und 200 000 Seelen –, und über die Zahl der OvaHerero, die sich über die Grenzen retten konnten – die Schätzungen schwanken zwischen 1000 und 9000 Menschen –, wissen wir ebenso wenig wie über die genaue Zahl derer, die in deutschen Konzentrationslagern interniert wurden.⁴ Zudem ist die Aussagekraft

der Volkszählung fraglich, da das Herrschaftswissen des Kolonialstaates beschränkt war und sich allenfalls auf Teile seines Territoriums erstreckte. Ungeachtet aller Einschränkungen sagt es aber viel aus, dass im Jahre 1911 nur noch 15 000 OvaHerero und 10 000 Nama im deutschen Herrschaftsbereich lebten, der große Teile ihrer ursprünglichen Siedlungsgebiete umfasste; und auch wenn keine genauen Zahlen zu ermitteln sind, steht außer Frage, dass OvaHerero und Nama substantielle Verluste erlitten, deren Folgen noch bis heute spürbar sind. Denn aus den einstigen Herren weiter Teile des Landes sind Minderheiten geworden, die zum Teil ein prekäres Dasein am Rande der namibischen Gegenwartsgesellschaft fristen. Viele Nachfahren leben außerdem in dem Gefühl, dass das ihnen angetane Leid – auch und gerade von deutscher Seite – immer noch keine volle Anerkennung erfahren habe. Das im Jahre 2021 vorgestellte «Versöhnungsabkommen», das Deutschland mit dem namibischen Staat und nicht mit den Opfergruppen ausgehandelt hatte, schaffte trotz seines salbungsvollen Namens keine Abhilfe, eher im Gegenteil. Indem Deutschland sich beispielsweise in die Formel flüchtete, die kolonialen Verbrechen stellten «aus heutiger Sicht» einen Völkermord dar, nahm es an entscheidender Stelle eine Einschränkung vor. Die Furcht vor einem klaren Schuldeingeständnis, das einklagbare Reparationsansprüche würde nach sich ziehen können, wog offenbar schwerer als das Bedürfnis, reinen Tisch zu machen, und dies stellte das Versöhnungsangebot von vornherein auf tönernen Füßen.⁵ Übrigens ließe sich dieselbe Einschränkung auch hinsichtlich des Holocaust machen, der ja gleichfalls der Kodifizierung des Völkermords im internationalen Recht im Jahre 1948 vorausging; aber zumindest in diesem Zusammenhang scheinen wir – glücklicherweise – sensibel genug zu sein, solcherlei Relativierungen zu unterlassen.⁶

Der Nationalsozialismus und seine Verbrechen sind in der öffentlichen Wahrnehmung zweifellos prägnanter als der Kolonialismus und seine Greuel. Der in diesem Kontext immer wieder fallende Begriff der «kolonialen Amnesie», worunter Paul Gilroy die Unfähigkeit versteht, die koloniale Vergangenheit zu erinnern oder anzuerkennen, um ein bestimmtes Selbstbild zu stützen,⁷ erscheint mir – wenigstens im deut-

schen Kontext – nicht ganz zuzutreffen. Die koloniale Vergangenheit ist nicht im eigentlichen Sinne vergessen, dafür hat das gesellschaftliche Teilsystem der Wissenschaft längst gesorgt. Was sich etwa im kolonialen Namibia zugetragen hat, wurde seit den 1960er Jahren erforscht und kann seither, zumindest in seinen Grundzügen, als bekannt gelten; schließlich lässt sich sagen, dass von «Völkermord» die Rede ist, seit es eine kritische Historiographie zu Deutsch-Südwestafrika gibt.⁸ Dass der Kolonialgeschichte nicht die öffentliche Aufmerksamkeit zuteilwird, die ihr eigentlich gebührt, und bei den Menschen nicht die Betroffenheit hervorruft, ohne die eine veritable Erinnerungskultur nicht auskommt, mag zwar durchaus zutreffen, aber vielleicht hat dies auch banalere Gründe. Die Namibia-Forschung müsste sich jedenfalls den Vorwurf gefallen lassen, dass neuere, den aktuellen Forschungsstand reflektierende und gleichzeitig ein breiteres Publikum adressierende Darstellungen der namibisch-deutschen Kolonialgeschichte sehr dünn gesät sind. Eine Erinnerungskultur, die ihren Namen verdient, zu etablieren und zu kultivieren, wäre ein Anliegen von zu großen gesellschaftlichen Ausmaßen, als dass es sich ohne das Zutun einer Vielzahl kulturschaffender Zweige realisieren ließe. Insofern kann es die Wissenschaft allein nicht richten; dennoch ist auch sie in den letzten Jahren manches schuldig geblieben. Das vorliegende Buch will einen Beitrag leisten, diesem Missstand abzuhelpfen.

Der schon zu Lebzeiten berühmte Nama-Führer Hendrik Witbooi, dessen Konterfei heute namibische Banknoten ziert, wurde nicht müde, vor der deutschen Landnahme und ihren Folgen für die afrikanische Bevölkerung zu warnen. Er sperrte sich auch am längsten gegen die «Schutzherrschaft», welche die Deutschen Führern wie ihm antrugen, um ihre Landnahme zu legitimieren. Als sich der einflussreiche Omu-Herero Kamaharero im Jahre 1890 endgültig mit den Deutschen arrangiert hatte, machte Witbooi ihm schwere Vorwürfe. Mit der unbedachten Annahme der deutschen «Schutzherrschaft» habe er, Kamaharero, sich die Sonne auf den Rücken geladen und damit eine Last aufgebürdet, die ihn über kurz oder lang erdrücken würde.⁹

In der Tat, die Deutschen hatten ihren «Platz an der Sonne»¹⁰ gesucht

und gefunden, doch der afrikanischen Bevölkerung wurde das gemeinsame Leben unter dieser Sonne schließlich so schwer, wie Witbooi es vorausgesagt hatte. Dieses Joch wieder abzuschütteln, nachdem die Eindringlinge einmal Fuß gefasst hatten, war kein Leichtes, sondern führte in einen Kampf, der alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen würde, wie die afrikanische Bevölkerung richtig antizipierte und sich deswegen auch aller Härten des Zusammenlebens zum Trotz lange schwertat, diesen Schritt zu gehen. In den anschließenden Kriegen ging es auch buchstäblich um alles: Die autochthonen¹¹ Gruppen setzten alles daran, der Besiedlung und Beherrschung durch die Deutschen ein Ende zu setzen, während Letztere ihren Herrschaftsanspruch um jeden Preis zu behaupten und die Indigenen ein für alle Mal als Machtfaktoren auszuschalten suchten. Dieses Ziel sollten die Deutschen erst fünf Jahre später, am 23. Januar 1909, erreichen, als mit Simon Kooper das letzte anerkannte Oberhaupt endgültig die Waffen niederlegte und so das Ende der «großen Kriege» von OvaHerero und Nama gegen die deutsche Kolonialherrschaft besiegelte.¹² Nicht weniger als 383 größere und kleinere Gefechte waren notwendig gewesen, um die indigenen Kontrahenten niederzuringen.¹³

Auf dem Papier scheinen die Rollen in diesem Konflikt klar verteilt. Auf der einen Seite stand eine aufstrebende, industrialisierte Großmacht mit einer Armee, die in jenen Tagen – wenigstens in der Landkriegführung – ihresgleichen suchte; Deutschland schaffte unter anderem Zehntausende Soldaten, zahllose Transporttiere und Unmengen an Material ins Land. Auf der anderen Seite hingegen stand eine Vielzahl von Gruppen, die mitunter auf Techniken des Jagens und Sammelns zurückgriffen, um ihr Überleben zu sichern, und bisweilen kaum hundert Gewehre stark waren. Und doch leisteten sie derart zähen Widerstand, dass sich die Kriege über Jahre hinzogen und zu den «mörderischste[n]» auswuchsen, die das Deutsche Reich bis dahin geführt hatte.¹⁴ Ohne jede Übertreibung lässt sich sagen, dass Letzteres seinen Kontrahenten militärisch kaum beikam. Seine Truppen errangen nicht den ersehnten Totalsieg über die OvaHerero, die selbst die drückendste Not nicht bewegen konnte, sich zu ergeben. Mit Witbooi und Bondelswart, den

mächtigsten Gegnern im Süden des Schutzgebietes, wurden Friedensverträge ausgehandelt, die als schmachvoll empfunden wurden, da man mit «Rebellen», «Räubern» und «Mördern», wie es vielen schien, «nicht paktieren», sondern eigentlich nur «diktieren» durfte.¹⁵ Wie ein Offizier, der den Friedensverhandlungen mit den Bondelswart beiwohnte, erstaunt feststellte, waren diese auch nach drei Jahren schwerer Kämpfe «keineswegs gebrochen». Die Krieger waren vielmehr «lauter junge, kräftige» Leute und von dem langen Krieg «kaum körperlich mitgenommen», während die deutschen Truppen längst «verbraucht» waren; «wir wollen uns das nur zugestehen», schrieb er seinem Vater, einem preussischen General, «*wir* müssen ja eigentlich Frieden bekommen».¹⁶ Der nicht zuletzt aus Uwe Timms Roman «Morenga» bekannte Jakob Marengo¹⁷ wurde von britischen Ordnungskräften aufgespürt und getötet, und der Nama-Führer Simon Kooper musste mit einer Rente abgefunden werden, um das Land dauerhaft zu verlassen und Frieden zu halten; bezeichnenderweise hat sich Kooper der deutschen Regierung, die für diese Rente aufzukommen hatte, nie unterworfen und wurde von britischen Behörden als Oberhaupt anerkannt. Den exorbitanten Ausgaben des Deutschen Reiches standen also nur höchst bescheidene militärische Erfolge gegenüber, und dies blieb auch nicht ohne Rückwirkungen auf die politischen Prozesse in der Herrschaftszentrale: Am 13. Dezember 1906 löste Reichskanzler von Bülow den Reichstag auf, als sich keine Mehrheit für einen Nachtragshaushalt gefunden hatte, um die Kriege in Deutsch-Südwestafrika weiter zu finanzieren. Kaiser Wilhelm II. soll zu diesem Zeitpunkt schon derart erbittert über den Fortgang der Feldzüge gewesen sein, dass sie in seiner Anwesenheit nicht mehr erwähnt werden durften.¹⁸

Die strategische Überlegenheit von dem Papier, auf dem sie stand, auf den Kriegsschauplatz zu übertragen und in durchschlagende militärische Erfolge umzumünzen, war offensichtlich kein Leichtes, und dies lag nicht nur an den extremen klimatischen Bedingungen vor Ort, sondern an den Gegnern, die es verstanden, die Pläne der Deutschen ein ums andere Mal zu durchkreuzen. Die Geschichte, die im Folgenden erzählt wird, handelt daher auch nicht von hilflosen Opfern einer all-

mächtigen Kriegsmaschinerie, sondern von handlungsmächtigen afrikanischen Subjekten. In Parenthese sei erwähnt, dass die folgende Darstellung deshalb auch nicht mit der deutschen Landnahme anhebt, sondern mit der Entstehung der politischen Landschaft des vorkolonialen Namibia an der südafrikanischen «Frontier», und das in Form einer selektiven Anpassung und eigensinnigen Aneignung von Praktiken, Technologien und Institutionen durch afrikanische Akteure lange vor der Ankunft der Deutschen. Andere Erzählungen neigen unter dem Eindruck des ausgeprägten strategischen Gefälles und des unsagbaren Leids, das die Kolonialherren über OvaHerero und Nama bringen sollten, immer wieder dazu, die Geschichte von ihrem vorläufigen Ende her zu erzählen und allzu rasch auf eine schroffe Täter-Opfer-Asymmetrie abzustellen. Trotz der ungleichen Mittel, über welche die Konfliktparteien jeweils verfügten, und trotz der schweren Entbehrungen und Verluste, die das Weiterkämpfen gerade den autochthonen Gruppen abverlangte, blieb das Kriegsgeschehen aber über weite Strecken ausgeglichen. Gerade dieser Anspruch auf Subjekthaftigkeit, den OvaHerero und Nama in ihrer Widerständigkeit so eindrucksvoll erhoben, wurde ihnen jedoch auch zum Verhängnis. Die Kolonialherren waren nämlich unter keinen Umständen bereit, «Eingeborenen» eine solche Subjekthaftigkeit zuzugestehen, und sann daher auf immer härtere Maßnahmen, um sie ihnen auszutreiben. Der Stachel saß offenbar so tief, dass sie auch lange nach Einstellung der Kampfhandlungen noch die Scharte militärischen Versagens auszuwetzen suchten, um weiteren Kriegen mit diesen Kontrahenten vorzubeugen. Die stetige Entgrenzung von Kriegführung und Politik war auch Folge ihres Unvermögens, Letzteren mit konventionellen Mitteln beizukommen.

Aufmerksamen Leserinnen und Lesern mag aufgefallen sein, dass im Vorhergehenden von Kriegen und Genoziden im Plural die Rede war, obwohl ansonsten meist von *dem* Krieg und *dem* Genozid an OvaHerero und Nama im Singular zu hören oder zu lesen ist.¹⁹ Gewiss, OvaHerero und Nama führten *denselben* «großen Krieg»,²⁰ der sich deutlich von früheren, in vielerlei Hinsicht noch begrenzt gebliebenen Konflikten unterschied, gegen *denselben* Gegner; und dass die Nama

den OvaHerero schließlich doch noch in den Kampf folgten, hing zweifellos mit den Erfahrungen zusammen, die sie mit den Deutschen und deren Kriegführung gegen die OvaHerero gemacht hatten. Insofern liegen durchaus Gründe vor, von *einem* Krieg zu sprechen. Allerdings ist auch zu bedenken, dass die Nama zunächst die Deutschen unterstützten und diesen erst dann den Krieg erklärten, als die OvaHerero zu keinem organisierten Widerstand mehr in der Lage waren. Einen gemeinsamen Krieg gegen die Deutschen konnten Nama und OvaHerero also gar nicht mehr führen; und schon mit Blick auf die Nama selbst ist in dieser Beziehung Vorsicht geboten. OvaHerero und Nama waren Gesellschaften ohne Zentralgewalt, die von einer Vielzahl souveräner Gruppen und Führer bestimmt waren. Während aber die OvaHerero im Zuge des Krieges ihre Kräfte zusammenzogen und den Deutschen schließlich geschlossen die Stirn boten, blieb die Kriegführung der Nama dezentral. Manch eine Gruppe behielt sich die Entscheidung darüber vor, ob und wie sie Krieg führte, und vor allem, wann sie ihn wieder beendete. Separatfrieden zu schließen, war offenbar ein unbestrittenes Prärogativ der Gruppen und ihrer jeweiligen Führung. Obgleich sie sich fraglos als Nama empfanden und diese gemeinsame Identität durchaus in gemeinschaftliches Handeln münden mochte, sodass sie auch denselben Krieg gegen denselben Gegner führten, taten sie dies oft genug für sich und als souveräne politische Akteure, auch wenn sie die Operationen der anderen verfolgten, mit diesen im Austausch standen und gelegentlich auch gemeinsame Kampagnen lancierten. Diesen Umstand reflektiert der Aufbau des Kapitels «Die Nama», das mit der chronologischen Struktur bricht, um das Augenmerk auf die einzelnen kriegführenden Gruppen, deren Vorgehen und Schicksal zu lenken. Insofern spricht einiges dafür, von *mehreren* Kriegen zu sprechen. Aber vielleicht muss die Frage, ob es sich um Krieg in der Ein- oder Mehrzahl gehandelt habe, gar nicht in die eine oder andere Richtung beantwortet werden. Einheit und Differenz bildeten gewissermaßen die zwei Seiten derselben Medaille: Es handelte sich eben um den Kampf einer polykephalen, also einer von einer Vielzahl von Oberhäuptern geprägten Gesellschaft gegen die deutsche

Kolonialherrschaft. Sie führten diesen Krieg im Rahmen ihrer sozopolitischen Strukturen und taten dies auch überaus erfolgreich. Wenn im Weiteren die Differenz betont wird, dann um dieses Moment gegenüber vereinfachenden Sichtweisen festzuhalten, die das Geschehen, mit Hegel zu reden, in eine Nacht hüllen, in der alle Kühe schwarz sind.²¹ Wenn es um Anerkennung der Opfer der deutschen Kolonialherrschaft zu tun sein soll, erscheint es umso wichtiger, Ross und Reiter zu benennen und die Geschichte so zu erzählen, dass ihre sozopolitischen Strukturen hinreichend berücksichtigt werden – zumal diese erheblichen Einfluss auf die Kriegführung hatten.

Vorsicht ist auch bei der Genozidfrage geboten. Da Genozid in Deutsch-Südwestafrika eng mit Krieg verknüpft war, liegt es nahe, auch in diesem Zusammenhang zu differenzieren. Dafür spricht der Umstand, dass in Deutsch-Südwestafrika verschiedene Spielarten des Genozids auftraten, der ausweislich der UN-Konvention von 1948 zwar stets auf die absichtsvolle Zerstörung «nationaler, ethnischer, rassischer oder religiöser Gruppen» zielt, sich aber verschiedener Mittel bedienen kann, um dieses Ziel zu erreichen. Der Fall der OvaHerero war, wie zu sehen sein wird, insofern singulär, als nur hier militärische Operationen allmählich eine exterminatorische, auf die physische Vernichtung der Gruppenmitglieder zielende Qualität annahm. Oft genug betrachtet die Genozidforschung die physische Vernichtung von Gruppenmitgliedern als notwendiges Merkmal von Genoziden; dabei übersieht sie aber, dass Gruppen immer auch mehr als die Summe ihrer Mitglieder darstellen. Gruppen bestehen aus generationenübergreifenden sozialen Beziehungen, die sich nicht nur in festlich-rituellem Gemeinschaftshandeln, sondern auch in ganz alltäglichen Praktiken reproduzieren, und dies macht sie – als soziale Gebilde – auch dann vulnerabel, wenn das Leben ihrer Mitglieder nicht unmittelbar bedroht ist, indem die Weitergabe kultureller Praktiken, welche die jeweilige Gruppe als solche ausmachen, unterbunden wird.²² Angriffe auf eine Kultur und ihre Reproduktion können also durchaus die Zerstörung von Gruppen herbeiführen, wenn auch langfristiger und mittelbarer als durch die Tötung ihrer Mitglieder. Mit dem Kriegsausbruch im Januar 1904 ver-

legten sich Kriegführung und Politik in Deutsch-Südwestafrika immer mehr auf die dauerhafte Zerstörung von (überlebenden) OvaHerero und Nama, und zwar auch dann, wenn sie ihnen nicht nach dem Leben trachteten. Der Zerstörungswille nahm verschiedene Gestalten an, und für diesen wichtigen Sachverhalt sensibilisiert der Plural.

Mein Dank gilt an erster Stelle meiner Frau Yeşim und meiner Tochter Giada, welche die eigentlichen Leidtragenden des Schreibprozesses waren. Sodann gilt mein tief empfundener Dank der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die meine Forschungen über so viele Jahre großzügig gefördert hat, und dem Institut für Diaspora- und Genozidforschung der Ruhr-Universität Bochum, das diesen Forschungen in den letzten Jahren ein institutionelles Zuhause gab; nicht zuletzt das gemeinsam mit Andreas Eckl durchgeführte Editionsprojekt «Text- und Bildnarrativ eines Genozids» bot mir einen Rahmen, um meine Thesen zu Krieg und Genozid in Deutsch-Südwestafrika weiter zu reflektieren und zu schärfen. Schließlich sei noch Dr. Sebastian Ullrich von C.H.Beck gedankt, dessen scharfer Blick und wertvolle Anregungen das Manuskript bereichert haben, sowie Daniela Riepe und Maike Specht, deren sachkundiger wie sorgfältiger Arbeit es zu verdanken ist, dass aus diesem Manuskript schließlich eine Schrift wurde.

KAPITEL 1

«Wir haben uns an unsere Offenbarung
zu halten, das ist Gottes Wort.»

Das vorkoloniale Namibia

Frontier und Oorlam

Ohne die Ermächtigung des Gouverneurs, wohl aber mit dem Pulver und Blei der Niederländischen Ostindien-Kompanie versehen, brach Adriaan van Zijl, seines Zeichens Veldwachtmeester, also Milizführer des Distrikts Hantam im heutigen Südafrika, am 6. Juli 1786 mit Ochsenwagen und einigem Gefolge in nördliche Richtung auf. Seine Reise sollte ihn in das Gebiet des heutigen Namibia führen, zu den großen Elefantenherden, da Elfenbein auch in jenen Tagen nachgefragt war und hohe Gewinne versprach. Am Oranje-Fluss stieß der Zug auf mehrere Khoikhoi-Siedlungen. Eine davon soll die Vorbeiziehenden um Unterstützung angerufen haben, da eine benachbarte Gruppe ihr Vieh geraubt habe. Zumindest gab van Zijl dies rückblickend so zu Protokoll. Fest steht lediglich, dass er am folgenden Morgen mit bewaffnetem Gefolge zu der besagten Siedlung ritt und ohne Warnung das Feuer auf die verdutzten Bewohner eröffnete. Einige seiner Begleiter, die selber Khoikhoi waren, erstarrten vor Schrecken, obwohl sie an der Seite ihres Herrn schon so manches erlebt hatten, und schossen erst, als van Zijl ihnen androhte, sie andernfalls mit zu erschießen. Wie viele Menschen in diesem Gemetzel den Tod fanden, wird wohl nie-

mals zu ermitteln sein. Über die Beute hingegen wurde genau Buch geführt: 262 Stück Großvieh wurden an jenem Morgen geraubt. Bezeichnenderweise dachte van Zijl gar nicht daran, dem Dorf, das ihn deswegen angeblich zu Hilfe gerufen hatte, das geraubte Vieh zurückzuerstatten. Dieses Dorf ließ er auf dem Heimweg vielmehr links liegen – wohl auch, weil er wusste, dass dort nichts mehr zu holen war. Denn stattdessen hatte er, offenbar der letzten Skrupel befreit, längst beschlossen, ein weiteres argloses Dorf zu überfallen und um sein Vieh zu bringen. Dass die Beute dieses Mal bedeutend geringer ausfiel, hing damit zusammen, dass seine Männer nicht mehr ohne Weiteres bereit waren, seine mörderischen Befehle auszuführen. Nachdrücklich hatten sie gegen das brutale Vorgehen protestiert, worüber ihr Herr außer sich geraten war. Alle Khoikhoi seien Schufte und verdienten den Tod, hatte er gebrüllt, und ihre Leben zu nehmen, mache ihm nicht mehr aus, als Blätter von einem Baum zu pflücken. Eingeschüchtert hatten die Männer zwar schließlich klein beigegeben, aber gingen dann nur halbherzig zu Werke.¹

Wohlbehalten kehrte der Zug in die Heimat zurück. Das zahlreiche Beutevieh weckte die Neugierde der Nachbarn, wenn nicht deren Argwohn und Missgunst.² Denn statt seinen Pflichten als Veldwachtmeister gerecht zu werden und gegen Viehdiebstähle im Distrikt vorzugehen, war van Zijl, so der Vorwurf, wieder einmal in eigener Sache aufgebrochen und hatte Pulver und Blei der Kompanie darauf verwandt, sich seine eigenen Taschen vollzumachen. Die vielen Rinder warfen jedenfalls Fragen auf, und bald sprach sich herum, mit welchen Mitteln van Zijl sich in ihren Besitz gebracht hatte. Die Gerüchte erreichten schließlich höhere Stellen, und bald darauf wurde eine offizielle Untersuchung eingeleitet, durch die wir überhaupt erst Kenntnis von den geschilderten Vorfällen haben. Van Zijl und seine Mittäter wurden schließlich verurteilt – zu milden Strafen, die nicht einmal konsequent vollstreckt wurden.³ Der Fall unterstreicht, dass in der Frontier vielleicht nicht alles erlaubt sein mochte, dass aber Ruchlose wie van Zijl mit sehr vielem durchkamen.

Bei dem Geschilderten handelt es sich nur um eine Episode unter

vielen und vielleicht nicht einmal um die gravierendste, wenn man auf Opferzahlen blickt. Es ist allerdings typisch für den Gewaltraum der Frontier im Norden der Kapkolonie, den die expandierende Siedlergesellschaft schuf.⁴ Unersättlicher Landhunger und Habgier trieben Siedler an, in immer neue Gebiete vorzudringen, wo sie sich Land, Vieh und auch Menschen anzueignen suchten. Die Niederländische Ostindien-Kompanie hatte Kapstadt im Jahre 1652 gegründet und eigentlich nur als Stützpunkt zur Versorgung auf dem Seeweg nach Indonesien vorgesehen, doch schon früh hatte es die Untertanen aus der Enge der Stadt in die Weite ihres Hinterlandes gezogen.⁵ Die stetig anwachsende Bevölkerung musste versorgt werden, und schon bald etablierte sich etwa eine lokale Fleischproduktion, die fest in europäischer Hand war.⁶ Lange bevor Großbritannien die Kolonie im Zuge der Napoleonischen Kriege besetzte, sie im Jahre 1806 annektierte und mit dem Verbot der Sklaverei im Jahre 1834 einen massenhaften Exodus der burischen Bevölkerung – den «Großen Trek», der in die Gründung der unabhängigen Republiken Transvaal, Natal und Oranje-Freistaat mündete – in Gang setzte, hatte die Besiedlung eine Eigendynamik angenommen, welcher die Kompanie trotz Grenzziehungen, Verboten und gelegentlichen Strafen nicht mehr Herrin wurde. Sie hatte zwar keinerlei Interesse an Händeln mit der indigenen Bevölkerung, aber war – erst recht an den Rändern ihrer Einflussphäre – zu schwach, um ihren Willen durchzusetzen. Um ihren Dominanzanspruch zu behaupten, ernannte sie lokale Granden, oft genug einflussreiche Grenzsiedler, zu Veldwachtmeestern. Diesen oblag im Ernstfall, etwa angesichts von Viehdiebstählen, die Aufstellung sogenannter Komandos, das heißt von Milizen lokaler Bürger, die für einen begrenzten Zeitraum einberufen und für die Durchführung ihrer Aufgaben mit Pulver und Blei der Kompanie versehen wurden.⁷ Wie leicht es für umtriebige Gewaltunternehmer war, öffentliche Mittel zur persönlichen Bereicherung einzusetzen, unterstreicht das eingangs erwähnte Beispiel. Übernahmen solche Akteure die vollziehende Gewalt, konnten offizielle polizeiliche oder militärische Maßnahmen nahtlos in private Raubzüge übergehen – und taten es auch immer wieder.

Die Frontier bildete einen sozialen Raum, in welchem ansonsten vielleicht gültige politische, rechtliche oder moralische Normen außer Kraft gesetzt waren, der sich, genauer gesagt, zwischen dem Nichtmehr und dem Noch-nicht verbindlicher Ordnungen auftrat. Die autochthonen Ordnungen besaßen ohnehin keine Verbindlichkeit für die europäischen Eindringlinge, deren notorischer Hang zu Selbsthilfe, Willkür und Gewalt lange keine (neue) Ordnung im eigentlichen Sinne aufkommen ließ. Die Frontier war nicht umsonst ein Tummelplatz selbsternannter «Pioniere», die sich durch die Bereitschaft auszeichneten, Grenzen zu überschreiten, gleichviel um welche Art von Grenzen es sich dabei handeln mochte. Sie prämierte und selektierte Habgier, Opportunismus, Skrupellosigkeit und Menschenverachtung, wie einmal mehr das Beispiel van Zijls unterstreicht, der all seiner Umtriebe zum Trotz als erfolgreicher und geachteter Bürger galt. Aber auch die indigenen Gesellschaften gerieten in den Sog der Frontier: Gewalt und Raub breiteten sich aus.⁸ Wer einmal auf einen Schlag seiner Habe verlustig gegangen war, rüstete sich für den nächsten Überfall – oder hielt sich gleich an seinen Nachbarn schadlos. Aus den Reihen der Opfer gingen Aggressoren von morgen hervor.

Die ersten Leidtragenden der europäischen Expansion im südlichen Afrika waren Khoikhoi und San, die in zahllosen Kampagnen aufgerieben und verdrängt wurden.⁹ Menschen wurden getötet, verschleppt oder vertrieben, ihr Vieh geraubt und ihr Land in Beschlag genommen. Zahllose Gemeinschaften wurden so vernichtet. Doch was geschah mit den Überlebenden? – Auch die südafrikanische Siedlergesellschaft war eine Sklavenhaltergesellschaft und kannte ein Spektrum von Formen unfreier Arbeit.¹⁰ Viele Überlebende wurden in den Dienst «weißer» Herren gepresst. Dabei geschah es nicht selten, dass Khoikhoi als Knechte die Rinder zu hüten hatten, die ihnen zuvor geraubt worden waren, und das auf demselben Landstrich, den sie seit Generationen selbständig bewirtschaftet hatten. Andere entzogen sich dem Zwang, indem sie sich einer kärglichen, stets gefährdeten Existenz als Wildbeuter zuwandten, auf welche Komandos regelmäßig Jagd machten.

Vielfach gingen europäische Männer mit Khoikhoi-Frauen Bezie-

hungen ein, die mitunter sogar einvernehmlich waren. Anders als in Kapstadt lag an der Frontier, wo manche Norm ihre Geltung verlor, selbst ein eheähnliches Zusammenleben im Bereich des Möglichen, und die Nachkommen konnten sich Chancen darauf ausrechnen, das Erbe ihrer Väter antreten zu dürfen und formal als Landbesitzer anerkannt zu werden. Die Verhältnisse änderten sich zuungunsten der indigenen Bevölkerung (oder solchen Personen, die ihr zugerechnet wurden) mit der Schließung der Frontier und der damit einhergehenden Anpassung dieser Verhältnisse an die Gepflogenheiten, die in Kapstadt herrschten und deutlich stärker von Diskriminierung und Segregation bestimmt waren.

Die Khoikhoi(-Stämmigen) im europäischen Machtbereich orientierten sich in ihrer Lebensführung an der europäischen Gesellschaft, zumal sich die autochthonen Gemeinschaften und Bande unter dem Druck der Siedlerexpansion immer weiter auflösten. So sprachen sie Afrikaans, konnten lesen und schreiben, waren christianisiert und auch mit der materiellen Kultur der Buren vertraut, denen sie wohl bald in nichts nachstanden. Aber so sehr sie sich selbst auch als «zwarte Holländer», als schwarze Holländer, betrachteten, blieb ihnen die Anerkennung als vollwertige Mitglieder der Siedlergesellschaft verwehrt.¹¹ Im Gegenteil, je mehr sich die «weiße» Ordnung konsolidierte, desto geringer ihr Status – und desto schwerer die Anforderungen respektive Zumutungen, die an sie gestellt wurden. So wälzten die Siedler die militärische Dienstpflicht zunehmend auf sie ab.

Vollends dieser immer penetrantere staatliche Zwang setzte beträchtliche Migrationsbewegungen an die Ränder der ausgreifenden Siedlergesellschaft und darüber hinaus in Gang, gerade unter jenen, die keinen – oder besser: einen nur untergeordneten – Platz in der Siedlergesellschaft fanden. An den Rändern der europäischen Einflussosphäre trieben sogenannte Drosters ihr Unwesen und suchten vor allem Grenzsiedler und deren Herden heim. Es handelte sich dabei um Banden, zu denen sich Entwurzelte und Versprengte, entlaufene Sklaven und flüchtige Kriminelle jeglichen ethnischen Hintergrunds zusammentaten und die gegenüber den hierarchisierten, stärker auf Zwang und Disziplin

aufbauenden Komandos lose organisiert waren.¹² Sie waren primär auf schnelle Beute aus.

Weit bemerkenswerter – und von entscheidender Bedeutung für die namibische Geschichte – war eine andere Erscheinung: die Oorlam. Bei ihnen handelte es sich um neue Gemeinschaften, ja auf Dauer angelegte politische Verbände, die sich unter den Bedingungen der Frontier herausbildeten. Seit der Wende zum 19. Jahrhundert migrierten sie in das heutige Namibia, wo sie sich mitunter erst als Gruppen konstituierten. Sie kamen vielleicht nicht als Eroberer, wie lange angenommen wurde, aber ganz gewiss als Innovateure.¹³

Die Oorlam bildeten keine ethnisch definierten Gruppen, auch wenn viele ihrer Mitglieder Khoikhoi-Sprecher gewesen sein dürften. Der Name Oorlam verweist vielmehr auf einen Grad der Akkulturation an die Siedlergesellschaft und geht wohl auf den malayischen Ausdruck «orlang lama» zurück, der so viel bedeutet wie «Mann von Erfahrung».¹⁴ Zahllose Khoikhoi (und andere) waren im Zuge der Zerstörung ihrer Ursprungsgemeinschaften in «weiße» Dienste getreten oder gepresst worden, und Gewaltunternehmer wie Adriaan van Zijl zogen sie immer wieder dazu heran, dieselbe Gewalt, die sie zuvor erlitten hatten, über andere Khoikhoi und San zu bringen. Erfahrung hatten die Oorlam mit Feuerwaffen, Pferden, Ochsenwagen und überregionalen Handelsbeziehungen erworben – und damit vor allem Erfahrung mit den Schrecken der «weißen» Expansion, vor der sie schließlich flüchteten. Sie waren ein Produkt der Frontier, die ihre Lebenswelt zertrümmert hatte, ohne etwas Vergleichbares an deren Stelle zu setzen. Der Drecksarbeit müde, die sie für andere zu verrichten hatten, zogen sie nach Norden, um der «weißen» Machtsphäre zu entkommen, und schreckten auch nicht mehr davor zurück, die dort erworbenen Kenntnisse und Mittel – nunmehr freilich auf eigene Rechnung und selbstbestimmt – gegen ihre einstigen Herren zu richten.

Wie an den Ämtern respektive deren Bezeichnungen deutlich wird, lag diesen Gruppen die Komando-Struktur zugrunde. Die entstehenden Gemeinschaften lassen sich mit einigem Recht als Gewaltgemeinschaften bezeichnen, für die charakteristisch ist, dass Gewalt darin

«einen wesentlichen Platz in den Aktivitäten der Gruppe hat und ein Schlüssel für soziale Anerkennung, sozialen Status, vor allem aber für Führerschaft und für Mitgliedschaft in der Gruppe ist».¹⁵ Diese Schöpfungen gingen freilich nicht aus Prozessen der einseitigen Übernahme europäischer Einflüsse zurück, sondern waren Ausdruck einer kreativen Aneignung und Umformung, mithin der eigensinnigen Verschmelzung neuer und hergebrachter Elemente.¹⁶ So verkörperte der Raad (der Rat), in dessen Kreise der Kaptein als politisches und militärisches Oberhaupt über vitale Fragen wie Krieg und Frieden entschied, die Logik des Konsenses, die für segmentäre, relativ egalitäre Gesellschaften charakteristisch ist.¹⁷ Diese Gruppen gewannen so jedenfalls eine Schlagkraft, der die Nama und OvaHerero nördlich des Oranje-Flusses zunächst nur wenig entgegenzusetzen hatten.

Unter den Oorlam pflegen die Afrikaner-Oorlam besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Immerhin drangen sie schon früh, um die Wende zum 19. Jahrhundert, von Süden her in namibisches Gebiet vor, wo sie sich schließlich niederließen. In den folgenden Jahrzehnten verschoben sie ihre Siedlungen immer weiter nach Norden, bis sie schließlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts herum weite Teile des Landes kontrollierten. Ein zentraler Exponent der Gruppe, Jonker Afrikaner, gilt als Gründer Windhoeks, der Hauptstadt des heutigen Namibia. Er ließ sich im Jahre 1842 mit einer Gefolgschaft von 2000 Seelen auf dem Gebiet des heutigen Klein-Windhoek nieder, und aus dieser Zeit stammt auch der niederländische Name Windhoek, der so viel bedeutet wie «windiges Eck».¹⁸

Seit den 1770er Jahren hatte Jonker Afrikaners Großvater, Klaas, gemeinsam mit seinen Söhnen Titus und Jager sowie weiterem Gefolge in den Diensten des Farmers Petrus Pienaar gestanden. Letzterer war ein typischer Protagonist der Frontier, so ehrgeizig wie skrupellos. Er stieg zu einem der einflussreichsten Männer im Norden auf und bekleidete schließlich das Amt des Veldwachtmeesters.¹⁹ Sein Erfolg war maßgeblich den Afrikaner-Oorlam geschuldet, die in seinem Namen Kommandos führten und Kopffagd auf San machten – und sich bald eine entsprechende Reputation erworben hatten: Sie galten als nahezu un-

besiegbar.²⁰ Pienaar machte sich dies zunutze und hetzte sie auf alles und jeden, die sich ihm und seiner Gier in den Weg stellten. Nicht alle Siedler gönnten Pienaar seinen Erfolg, aber es war noch nicht einmal nur Neid, der aus ihnen sprach, sondern Sorge, ja Furcht. Ungläubig verfolgten sie, mit welcher Selbstverständlichkeit Pienaar die Afrikaner mit Waffen und Munition versorgte und selbständig aussandte.²¹ Man munkelte, die Afrikaner würden es dabei nicht allzu genau nehmen und in die eigene Tasche wirtschaften, aber das Problem lag noch tiefer. Aus Sicht der Siedler war Indigenen grundsätzlich nicht zu trauen; unter keinen Umständen waren sie also zu bewaffnen und dabei auch noch sich selbst zu überlassen. Hochmütig tat Pienaar alle Warnungen als neidvolles Geschwätz ab.

In den ersten Märztagen des Jahres 1796 erschütterten Viehdiebstähle die Gegend um Hantam. Von Khoikhoi-Treibern alarmiert, drängte Michiel Bok, ein Freund Pienaars, auf die sofortige Einleitung von Gegenmaßnahmen und schickte nach dem befreundeten Veldwachtmeester, dem die Aufstellung von Komandos oblag. Doch seltsamerweise reagierte Pienaar nicht. Bok fand dies unerklärlich, und um nicht noch mehr wertvolle Zeit verstreichen zu lassen, befahl er seinem Knecht Barend, die Pferde vorzubereiten, um gemeinsam zu Pienaar zu reiten. Eine ungewöhnliche Ruhe lag über der Farm, als sie dort anlangten. Türen und Fenster waren verschlossen, keine Sterbensseele war zu sehen oder zu hören. Bok bemerkte sofort, dass etwas nicht stimmte, und statt direkt auf das Farmhaus zuzusteuern, entschied er sich, erst das Anwesen zu erkunden. Etwa tausend Meter hinter dem Haus machte er eine schreckliche Entdeckung: Im Gras lagen, jeweils mit schweren Kopfverletzungen, Pienaars Tochter Mietje und sein Sohn Jacob. Nur Mietje war noch imstande zu erzählen, was sich auf der Farm zugetragen hatte: Die Afrikaner hätten ihren Vater erschossen, ihre Mutter und ihre Schwester totgeschlagen. Bok und Barend brachten die Kinder in Sicherheit und kehrten erst am nächsten Tag, um einige Männer verstärkt, zur Farm zurück. Im Haus stießen sie auf die Leichen von Pienaar, seiner Frau und seiner Tochter. Ein Sklave namens Mart fand sich ein, der die Angaben Mietjes bestätigte: Die Afrikaner hatten die Bluttaten begangen.

Deren genauen Hintergründe werden wohl nicht mehr mit Bestimmtheit zu ermitteln sein. Die Afrikaner räumten die Taten später freimütig ein und wiesen darauf hin, dass Pienaar und dessen Sohn Arnoldus sich immer wieder an ihren Frauen vergangen hätten. Offenbar war das Verhältnis zu ihrem Herrn schon länger von Spannungen getrübt gewesen, wegen der Frauen, aber auch aus anderen Gründen. Pienaar hatte sich wohl mit dem Gedanken getragen, die Afrikaner verstärkt zum regulären Kommando-Dienst heranzuziehen, was nicht nur wenig lukrativ war, sondern eben auch bedeutet hätte, dass die Männer über weite Strecken des Jahres von ihren Frauen getrennt gewesen wären – was Pienaar sehr zupasskam.

Sogleich wurde ein Kommando ausgesandt, um den Flüchtigen nachzusetzen. Doch blieb alles Bemühen vergeblich. Die Afrikaner hatten sich längst an den Oranje zurückgezogen. Von dort aus gingen sie weiterhin dem blutigen Handwerk der Frontier nach, nur eben auf eigene Rechnung und auf Kosten «weißer» Farmer – und das mit solchem Erfolg, dass sie regen Zulauf erhielten. Dies berührt ein wichtiges Strukturmoment der Herrschaft bei den Oorlam: Führungsansprüche beruhten immer auch auf persönlichem Charisma, sodass traditionale Geltungsgründe wie die Erbfolge, die formal bestanden haben mochten, mitunter nicht hinreichten, um solche Ansprüche durchzusetzen. Auf längere Sicht konnten nur solche Führer Gefolgschaft finden und binden, die eine glückliche Hand bei Kriegszügen (und Ähnlichem) bewiesen. Das traf auf manch einen Afrikaner zu.

So begannen die Afrikaner bald, auch jenseits des Oranje Schrecken zu verbreiten. Ihr Blick richtete sich tatsächlich immer weiter nach Norden, zunächst auf die Herden von Nama, dann auf diejenigen von Ova-Herero fallend. In diesen Zusammenhang gehört der bereits erwähnte Umstand, dass Jonker Afrikaner sich im Jahre 1842 mit einer 2000 Seelen zählenden Gefolgschaft auf dem Gebiet des heutigen Windhoek niederließ. Um diese Zeit waren die Afrikaner die unangefochtenen Herren im südlichen und zentralen Namibia, wo sie einer einträglichen Tribut- und Raubökonomie nachgingen. Auch wenn sie sich nie gänzlich von der Subsistenzwirtschaft abwandten, gerieten sie immer mehr in die Ab-

hängigkeit des überregionalen Handels, je mehr sie ihre Macht auf Gewehre stützten. In den Worten Friedrich Schillers: Der Krieg ernährt den Krieg.²² Sie brauchten Waffen, Pulver und Blei, um Gewalt auszuüben, und mussten Gewalt ausüben, um Waffen, Pulver und Blei erwerben zu können. Nicht zu Unrecht spricht Brigitte Lau von einem *circulus vitiosus*.²³

Doch darf nicht unerwähnt bleiben, dass der Fall der Afrikaner – so groß ihr Einfluss und so einschneidend ihre Präsenz im vorkolonialen Namibia auch war – nur bedingt zu verallgemeinern ist. Die Afrikaner unterschieden sich von anderen Oorlam darin, dass sie bereits eine mehr oder wenige festgefügte Gruppe bildeten, als sie den Oranje endgültig überschritten, obgleich sie in der Folge freilich noch weiteren Zulauf erhalten sollten. Das galt nicht für andere Oorlam-Gruppen, die sich vielmehr erst auf namibischem Boden konstituierten, wobei auch Missionsstationen als Kristallisationspunkte fungierten. Auch war die Raubökonomie eine Erscheinung, die nicht von allen diesen Gruppen im gleichen Maße praktiziert wurde. Am nächsten kamen den Afrikanern die Witbooi-Oorlam. Obwohl diese als letzte Oorlam-Gruppe in das Land gekommen waren und sich erst 1863 in Gibeon fest niedergelassen hatten, bildeten auch sie bereits eine konsolidierte Gruppe und setzten eine Raubökonomie ins Werk, die den Transfer von Zehntausenden Rindern einschloss.²⁴ Die Raubökonomie erreichte diese beispiellosen Ausmaße unter der Kapteinschaft Hendrik Witboois, der lange als Gemeindeältester gedient und erst in den 1880er Jahren nach der politischen und militärischen Führung über seine Leute gegriffen hatte.

Anfangs hatten die Nama und OvaHerero den Eindringlingen wenig entgegenzusetzen, passten sich ihnen aber mit der Zeit an, wie noch zu sehen sein wird. Generell lässt sich wohl sagen, dass das Charisma der Führungspersönlichkeiten, sprich ihre Organisationsmacht, Durchsetzungsfähigkeit, Gewandtheit und nicht zuletzt ihr Kriegsglück, zu einem immer wichtigeren Element ihrer Herrschaftsansprüche wurde, sodass das 19. Jahrhundert manchem «Homo novus» ungeahnte Macht- und Aufstiegschancen bot.²⁵ Das Beispiel des ohorongo-Clans, aus dem

Samuel Maharero hervorgehen sollte, der 1904 an der Spitze der OvaHerero stand, ist besonders erhellend.

Die OvaHerero und der ohorongo-Clan

Die OvaHerero gehören zur Sprachfamilie der Bantu. Ihre genauen Ursprünge liegen im Dunklen, doch geht man davon aus, dass sie etwa zwei Jahrtausende und in den Südwesten der heutigen Demokratischen Republik Kongo zurückreichen.²⁶ Migrationsbewegungen führten OvaHerero immer weiter in den Süden, und im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts drangen sie in die nördliche Hälfte des heutigen Namibia vor.²⁷ Im Grunde folgte der ohorongo-Clan dem Modell, das den Afrikanern einige Jahrzehnte zuvor den Aufstieg ermöglicht hatte, nur unter vertauschten Rollen. Dieses Mal waren die OvaHerero die «Underdogs», die sich an die mächtigeren Afrikaner anlehnten und diese schließlich austachen. Es war der OvaHerero-Führer Tjamuaha, der sich Jonker Afrikaner als «Knecht» andiente. Dafür erhielten seine Söhne Gewehre, um sich an den Raub- und Kriegszügen zu beteiligen, die vor allem andere OvaHerero trafen. Unter den Söhnen tat sich Kamaharero, Samuel Mahareros Vater, besonders hervor und zog so die Aufmerksamkeit seines Herrn auf sich, der ihn bald zum «Vormann» bestimmte.²⁸

Die Beziehung scheint allerdings nicht frei von Ambivalenzen gewesen zu sein: Was Jonker Afrikaner in Kamaharero sah und schätzte, erfüllte ihn zugleich mit Furcht. Vielleicht ahnte er, dass er jemanden heranzog, der den Seinen eines Tages gefährlich werden sollte, und so erbitterte es ihn, immer wieder feststellen zu müssen, dass keiner seiner Söhne auch nur annähernd den Schneid seines Knechts besaß. Eine Geschichte, die man sich später gern erzählte, illustriert die spannungsreiche Beziehung dieser zwei Alphantiere. Unweit ihres Lagers wurden eines Tages Löwenspuren entdeckt, und Jonker Afrikaner ergriff die Gelegenheit, die Geschicklichkeit und den Mut seiner Leute auf die Probe zu stellen, indem er sie aussandte, den Löwen zu finden und zur Strecke zu bringen. Auch Kamaharero sollte mit von der Partie sein.

Die Männer machten sich auf, folgten den Spuren und spürten das gefährliche Raubtier auf. Doch plötzlich wurden sie von großer Furcht gepackt. Eine hitzige Debatte entbrannte, und schließlich wurde entschieden, den Jagdzug abubrechen und ins Lager zurückzukehren. Dass sie mit leeren Händen kamen, warf dort viele Fragen auf. Wortreich suchten sie sich herauszureden, doch das brachte Jonker Afrikaner nur noch mehr gegen sie auf. Zu groß war seine Enttäuschung über ihr Versagen. Und wo war Kamaharero geblieben? Er hatte sich nicht unter den Heimkehrenden befunden. Diese wanden sich zuerst um eine Antwort, gaben dann aber zu, dass Kamaharero allein zurückgeblieben war, um Jonker Afrikaners Auftrag auszuführen. Tatsächlich kehrte er alsbald zurück und brachte seinem Herrn das Fell des erlegten Löwen dar, doch dies erzürnte Jonker Afrikaner noch mehr. Er fühlte sich beschämt, da sein Knecht das Tier allein zur Strecke gebracht hatte, während seine Söhne vor der Gefahr davongelaufen waren. Wofür hielt sich dieser Kamaharero? Ein so majestätisches Tier zu erlegen, stand ihm als Knecht nicht zu, blaffte Jonker Afrikaner und ließ ihn zur Strafe für mehrere Tage an ein Wagenrad fesseln.²⁹

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts entfaltete die Raubökonomie ihre volle zerstörerische Dynamik. Wer seines Viehs beraubt worden war, suchte sich an den Herden anderer schadlos zu halten, wobei es einerlei gewesen zu sein scheint, ob es sich um solche eigener oder fremder «Volksgenossen» handelte, wie wir von dem Missionar Heinrich Vedder erfahren.³⁰ Ethnische Zugehörigkeiten spielten hierbei offensichtlich keine Rolle, wie gegenüber all jenen zeitgenössischen Narrativen festzuhalten ist, die einen «Rassenhass» zwischen Nama und OvaHerero beschworen und als Grund für die zahlreichen Auseinandersetzungen auszumachen suchten – oft genug in der Absicht, die eigene Grausamkeit gegenüber der indigenen Bevölkerung zu relativieren; die Konfliktlinien verliefen nicht so sauber «zwischen Nama und Herero», wie noch Horst Drechsler insinuierte.³¹ Da die Männer des ohorongo-Clans nun selbst über Gewehre verfügten, operierten sie auch auf eigene Rechnung – gleichviel auf wessen Kosten dies gehen mochte. So oder so, «[ü]berall war Tjamuahas Hand mit im Spiel», wenn irgendwo Vieh

geraubt wurde.³² Auf diese Weise stieg der ohorongo-Clan schon bald zum «mächtigsten und wohlhabendsten im südlichen Hereroland» auf.³³

Tjamuaha überlebte Jonker Afrikaner nur um wenige Monate, beide starben im Jahre 1861. Im Bestreben, die Machtstellung der eigenen Gruppe zu konsolidieren und auszubauen, setzte Kamaharero nun alles daran, die Oberherrschaft der Afrikaner ganz abzuschütteln, und fand in dem schwedischen Händler Karl Johan Andersson einen Verbündeten. Andersson verfolgte dabei eigene Interessen, weil seinen Geschäften Gruppen wie die Afrikaner im Wege gestanden hatten. Doch war er in der Lage, Waffen, Munition, Pferde und sogar Geschütze zu organisieren.³⁴ Mit deren Hilfe gelang es, im Jahre 1863 einen Angriff der Afrikaner zurückzuschlagen, deren neues Oberhaupt, Christiaan Afrikaner, bei den Gefechten umkam.³⁵ Und auch dessen Nachfolger, Jan Jonker Afrikaner, musste im Folgejahr eine empfindliche Niederlage hinnehmen. Andersson trug eine schwere Verwundung davon, der er bald erliegen sollte; doch die militärischen Erfolge, an denen er großen Anteil hatte, verschoben dauerhaft die Machtverhältnisse zugunsten der OvaHerero, die in der Folge dazu übergingen, ihre Herden auf Kosten von Nama-Oorlam-Gruppen zu vergrößern und immer neue Weidegebiete zu beanspruchen.³⁶ Energische Oberhäupter wie Kamaharero, der früh die Zeichen der Zeit erkannte, sich in den Besitz von Gewehren gebracht und durch überlegene Gewaltfähigkeit eine immer größere Gefolgschaft um sich geschart hatte, führten die OvaHerero in ein «goldenes Zeitalter» (Dag Henrichsen).³⁷ Zeitgenossen schätzten die Bevölkerungszahl der OvaHerero (im Jahre 1876) auf 64 000 bis 96 000, die Nama (und Oorlam) hingegen auf 16 850 Seelen.³⁸

Kamaharero bemühte sich auch weiterhin um die Unterstützung durch fremde Mächte, wenn es in seinem Interesse lag. Gemeinsam mit weiteren OvaHerero-Führern rief er den Gouverneur der Kapkolonie um Schutz an, als sich im Jahre 1874 die Anzeichen verdichteten, burische Familien aus der Südafrikanischen Republik (Transvaal) könnten in seinen Machtbereich ziehen.³⁹ Dabei bewies er politischen Weitblick. Vermutlich wären die OvaHerero mit den Eindringlingen ohne

weiteres selbst fertig geworden, aber Kamaharero war sich offenbar bewusst, dass ein gewaltsames Vorgehen wenig ratsam gewesen wäre, weil es unübersehbare Konsequenzen nach sich hätte ziehen können. Im südlichen Afrika saßen die «Weißen» schon allzu fest im Sattel und hielten allzu sehr auf ihr Prestige, um tatenlos zuzusehen, wenn Hand an «Ihresgleichen» gelegt wurde. Proaktiv und aus der Position der Stärke eine Instanz ins Spiel zu bringen, welche Streitigkeiten würde schlichten können, bevor diese eskalierten, war angesichts der unübersichtlichen politischen Gemengelage ein kluger Schachzug. War die europäische Expansion auch nicht mehr abzuwenden, wie Kamaharero wohl ahnte, ließ sie sich vielleicht noch im eigenen Sinne lenken. Indem er also frühzeitig die Initiative ergriff, konnte er immerhin noch hoffen, irgendwie Herr der Lage zu bleiben. In seinen Schreiben ließ er jedenfalls keinen Zweifel darüber aufkommen, dass er sich weiterhin als Herrn des Landes und die Europäer lediglich als Gäste und Bittsteller betrachtete.⁴⁰ Als er die Briten um die Entsendung eines Beamten bat, bestand er bezeichnenderweise darauf, alle daraus entstehenden Kosten selbst zu tragen.⁴¹ Nach seinem Willen wäre dieser Beamte also nicht als unabhängige oder gar übergeordnete Instanz ins Land gekommen, sondern als *sein* Mann, der bei ihm in Lohn und Brot stand. Auch wenn sich die Sache letztlich zerschlug, da die Briten vor jedem weiteren Engagement in der Region zurückschreckten, blieb sein Machtanspruch ungebrochen: Seine im Jahre 1884 erlassene «Proclamation» umriss nicht nur großzügig die Grenzen des «Hererolandes» (ehi rOvaherero), sondern wies ihn selbst auch als dessen König aus.⁴²

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de